

# paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

[www.emmaus.de](http://www.emmaus.de)

20. Jahrgang Nr. 1, 2016



**Wohnst Du noch oder  
suchst Du schon**

## Kanzelrede zur Sache

Jörg Machel / Die Immobilienseiten in den Wochenendausgaben der großen Zeitungen sehen heute anders aus als vor dreißig Jahren. Wurden damals vor allem Mieter gesucht, so stehen heute viele Wohnungen zum Verkauf. Die Politiker loben diesen Trend. Menschen schaffen sich Eigentum und damit Sicherheit für eine ungewisse Zukunft. Das wird vom Staat gefördert und die Banken freuen sich über diese Einnahmequelle. Ich selbst hänge an dem Modell Mietwohnung. Obwohl ich seit langem in derselben Wohnung lebe, finde ich die Vorstellung wunderbar, umziehen zu können, die Sachen zu packen und mich irgendwo neu anzusiedeln. Allein die Möglichkeit, mich ohne großen Aufwand und besonderes Risiko irgendwo anders einmieten zu können, bedeutet Freiheit für mich.

Von meinem Freund Gerhard haben sich ein halbes Dutzend Adressen angesammelt, seit ich ihn Anfang der achtziger Jahre kennenlernte. Zuerst war er Zwischenmieter bei einem Freund, der gerade im Ausland lebte. Dann lockte ihn die Nähe zu einer Kollegin, mit der er über viele Projekte verbunden war. Weil der Preis aber zu hoch war, zog er bald um. Die nächste Wohnung war billig, doch sie war zu laut. Und wieder packte er die Koffer. Jetzt ging es für ein paar Jahre in die Schweiz. Das Land war schön, die Natur war schön, aber Berlin war viel zu weit weg. Zurück in der Metro-pole, zog er in eine WG, um dann doch wieder die eigenen vier Wände anzumieten. Noch geht es ihm gut dort, aber ich bin froh, dass mein elektronisches Adressbuch beliebig erweiterbar ist.

Kaufimmobilie und Mietwohnung unterscheiden sich nicht einfach nur im Preis. Damit verbinden sich Lebenskonzepte – und womöglich sogar verschiedene Menschenbilder.

Vielleicht ist es ein wenig so wie der Unterschied zwischen dem Zelt, in dem das alte Volk Israel seinen Gott auf den Wanderungen durch die Wüste verehrte, und den großen Kirchen, in denen wir heute unseren Glauben pflegen – an einem festen Ort. Doch beide, Judentum und Christentum, haben sich ursprünglich unter freiem Himmel gebildet. Die Flucht aus Ägypten und der Zug durch die Wüste sind die Grunderfahrungen Israels mit seinem Gott. Das ständige Unterwegssein mit Jesus gehört zu den prägenden Erfahrungen der Jesusjünger, das Meiste geschieht draußen auf ihren gemeinsamen Wegen.

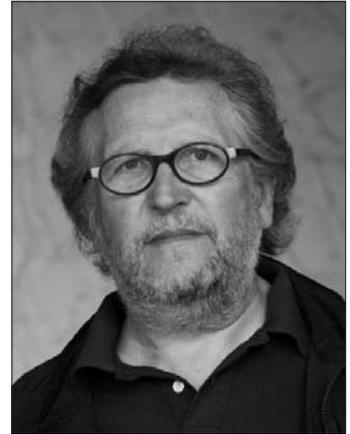
Jesus sagt von sich, dass er keinen festen Ort hat, wo er sein Haupt hinlegen kann. Er sagt dies nicht, um zu klagen. Er beschreibt damit, dass das Leben des Menschen auf dieser Erde immer bedeutet, ein wenig heimatlos zu sein.

Also: Die Wohnform des Christen ist die Mietwohnung, selbst wenn er sie gekauft haben sollte.

<b>Seite 2</b>	
Kanzelrede zur Sache	.....2
<b>Editorial</b>	.....3
<b>Annette Ahme</b>	
Das „Berliner Mietshaus“	.....4
<b>Gottfried Wiedenmann</b>	
Sie leben mitten unter uns	.....7
<b>Isabell Wimmer</b>	
Irrenhaus geht immer	.....11
<b>Christian R.</b>	
Protokoll einer Verdrängung	.....13
<b>Mittelseite</b>	
Kirchentage 2003 und 2017	.....14
<b>Valentin Wendebourg</b>	
Couch-Surfing zum Kirchentag	.....16
<b>Upasika Trommsdorff</b>	
Floating Homes	.....17
<b>Thomas Vogel</b>	
Auf vier Quadratmetern	.....18
<b>Susann Kachel</b>	
Interview „Kein Platz, Nirgends“	.....20
<b>Jörg Machel</b>	
Fluchort Schrebergarten	.....21
<b>Jörg Machel</b>	
Sinti und Roma	.....22
<b>Elena Gaertner</b>	
Meine erste WG	.....23
<b>Uwe Schumacher</b>	
Wohnen, wo die Reichen wohnen!	.....24
Das Letzte / Impressum	.....27

## Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.



Liebe Leserin, lieber Leser,

sich schön kleiden, gut essen, sicher wohnen, was braucht der Mensch mehr? Gesundheit, die muss noch da sein, und ein paar Leute, die man mag. Aber die Grundbedürfnisse sind mit Kleidung, Nahrung und Wohnung abgedeckt.

Darauf haben wir einen Anspruch, und die Politiker werden nicht müde zu versichern, dass es sich dabei um unveräußerliche Menschenrechte handelt. Doch bei wem genau man sie einfordern kann, das verraten sie nicht.

Auf dieser Welt wird noch immer gehungert und gefroren, Menschen vegetieren auf der Straße ohne ein Dach über dem Kopf. Seit dem ersten November fahren wieder die Busse der Kältehilfe durch Berlin und sammeln die Obdachlosen ein, damit uns die böse Schlagzeile vom ersten Kältetoten des Winters 2016/17 erspart bleibt.

In dieser Ausgabe des *paternoster* wird es um das Thema „Wohnen“ gehen. Wohnen in Berlin, im Bus, auf dem Boot, in der Fremde. Wohnen als Mensch und als Ratte. Wir haben versucht, uns dem Thema unter ganz unterschiedlichen Aspekten zu nähern. Und wir haben gemerkt, wie emotionsbesetzt es ist. Die Angst vor dem Verlust der Wohnung trifft uns ganz tief. Heimatlos zu werden, bedeutet, nicht nur den Schutzraum für unseren anfälligen Körper zu verlieren, schon die Seele reagiert panisch, wenn eine Räumungsklage ins Haus flattert. Die Wohnung macht einen Teil unserer Identität aus, den es zu schützen gilt.

Auch wenn Jesus, Buddha und Zarathustra ihr Zuhause bewusst verlassen haben, um sich dem Unbehaustsein auszusetzen, um so daran zu erinnern, dass wir nur Gäste sind auf dieser Erde, es bleibt unsere Sehnsucht und unser Recht, einen Schutzraum zu haben, in dem wir uns geborgen fühlen.

Mit besten Wünschen Pfarrer Jörg Machel

# Das „Berliner Mietshaus“

Eine Liebeserklärung mit Konsequenzen

Annette Ahme / Mehrere Jahre habe ich damit zugebracht, noch das letzte Hinterhaus im Chamissokiez zu retten (mit Erfolg, fast alles ist stehen geblieben), und ich bin außerordentlich froh, dass trotz der riesigen Kriegsschäden, die Berlin im letzten Krieg tragen musste, dennoch flächenhaft in vielen Bezirken die kaiserzeitliche Bebauung aus Berliner Mietshäusern überdauern durfte; im Westen durch den seit um 1970 beginnenden Widerstand gegen den geplanten Flächenabriss. Das Berliner Mietshaus wurde als „Kaserne“ diffamiert, habe zu wenig Licht, Luft, Sonne; noch bis ca. 1970 gab es Prämien für Abrisse, Beihilfen für Abstuckungen von Fassaden, man empfand das als gründerzeitlich und damit „böse“. Diesen Widerstand hat mein Mann, Dr. Helmut Maier, Architekt, aktiv mitgemacht, z. B. auch mit den Demonstrationen gegen den Autobahnbau, gegen den geplanten Abriss von Bethanien.

In der Folge entwickelte sich im Westen – und auch im Osten! – eine intellektuelle Aufarbeitung und Rehabilitation des Berliner Mietshauses, bisher gipfelnd in dem 3-bändigen Standardwerk von Geist/Kürvers „Das Berliner Mietshaus“. Und doch kann diese Ehrenrettung nur als Zwischenerfolg gelten, denn auch in diesem Werk wird das Berliner Mietshaus in seinem Ursprung noch immer

zurückgeführt auf eine Kasernierung von Unterschichtmenschen, dargestellt am Beispiel des so genannten Quartiers „Neu-Voigtland“ (besonders die sog. „Wülcknitzschen Familienhäuser“ in der Gartenstraße in Mitte) mit Häusern minderer Qualität, mehreren Hinterhöfen, kaum Fassadenschmuck und völliger Überbelegung der eng geschnittenen Wohnungen ohne Toiletten und Bäder.

Im Rahmen einer Semesterarbeit an der TU Berlin habe ich nachgewiesen, dass das „Berliner Mietshaus“ eine Weiterentwicklung des städtischen Adelspalais ist. Das ließ sich anhand der Formen und der Grundrisse zeigen. Aber auch sozio-strukturell kann das gelten, denn in den Adelspalais war es mehr und mehr Usus geworden, auch Beamte zur Miete unterzubringen, um sich ein Zubrot zu verdienen. Wenn man meiner Theorie folgt, dass das Berliner Mietshaus eine Weiterentwicklung des städtischen Adelspalais ist, so lässt sich da-



Portaldetail an einem Berliner Mietshaus



Typischer Straßenzug von Berliner Mietskasernen

raus schließen, dass es insofern auf das Berliner Schloss zurückzuführen ist. Nachdem das Berliner Schloss wie eine Blockbebauung in der Stadt stand, eckig, viergeschossig, ohne Flügel, ohne Mittelbetonung und noch lange Zeit ohne Kuppel, kam es dazu, dass die Adelspalais immer stärker in der Straßenflucht standen und immer häufiger nebeneinander, ohne cour d'honneur, ohne Flügel, ohne Zurücksetzung und Anfahrt durch Hof und Allee. So gesehen kann man mit Fug und Recht sagen, die Parole „Krieg den Hütten, Paläste für alle!“ ist hier Realität geworden.

Die große Ausdehnung des Berliner Mietshauses im Zuge der Industrialisierung und der damit verbundenen Bevölkerungsexplosion hat dann das Berliner Mietshaus noch stärker als Regelwerk etabliert, formal, sozial, materiell und als Kulturgut. Formal: Durch die Stadterweiterungspläne von James Hobrecht und Peter Joseph Lenné war die Bebauung längs der Straße, die Straßenbreiten, die Eckbetonungen und die mögliche Entwick-

lung der Grundstücke in der Tiefe gegeben. Die beiden haben stark darauf geachtet, dass neben der ökonomischen Tragfähigkeit auch Schönheit und Naturgenuss nicht zu kurz kamen, plantent stern- und andersförmige Plätze, grüne Mittelpromenaden, Parks, Kirchen sowie Baumbestand in den Straßen ein. Sozial: Es hatte sich durchgesetzt, dass jeweils ein Grundstückseigentümer jeweils ein Haus mit Hinterhäusern baute, in dem er nicht selten auch selbst wohnte. Und es wurden verschieden-preisige Wohnungen realisiert, wodurch sich eine soziale Mischung ergeben hat. Dadurch gab es in Berlin viel weniger echte Arme-Leute-Gegenden als in anderen Städten. Materiell: Die Konzeption des Berliner Mietshauses aus Backstein, Holz und Putz, sowie Kachelöfen, sorgte für ein gutes und gesundes Raumklima. Als Kulturgut: Die durch die Einzelhäuser abwechslungsreich und dennoch harmonisch gestalteten Straßen trafen den Geschmack der Zeitgenossen und, nach einer Zwischenzeit bis ca. 1970,

dann auch wieder den Geschmack vieler nachfolgender Generationen.

Wenn wir heute schauen, was die beliebtesten Unterkünfte sind, so wird als erstes ein Wohnen im Berliner Mietshaus genannt; heutzutage auch gerne im Hinterhaus, weil der komplette Bestand der Berliner Mietshäuser heute so gut wie zu 100% durchsanziert ist, mit Bädern, Toiletten, Einbauküchen, ordentlichen Fußböden und moderner Heizung. So gesehen ist das Berliner Mietshaus ein Erfolgsschlag und hat alle Anfeindungen, die ihm durch Gartenstadt- und Moderne-Bewegung entgegengebracht wurden, unbeschadet überstanden. Es erlebt heute eine Renaissance, die vermuten läßt, dass sie noch viele Jahrzehnte, vielleicht sogar Jahrhunderte in die Zukunft wirken wird.

Dies ist keineswegs selbstverständlich, wurden doch die meisten Wohnformen im Lauf der Jahrhunderte überwunden: Aus Höhlen zog man in Zelte und Hütten, aus Hütten in Holzhäuser, aus Holzhäusern in Fach-

werkhäuser, aus Fachwerkhäusern in Steinhäuser. Wenn man Ja zur Stadt sagt, so muß man heute konzedieren: Das „Berliner Mietshaus“ ist die beste aller Welten, wenn es darum geht, ökologisch (platz- und ressourcensparend), ökonomisch (wenig Grundstück, viel Unterbringung) und sozial (räumliche Nähe hat das Potenzial zu mehr community) optimal vorzugehen. Und schön ist es auch noch, nicht nur das einzelne Haus, sondern auch die Straße, der Platz, das Viertel.

Daher plädiere ich für folgendes: Weil das „Berliner Mietshaus“ (als Mietshaus!) eine solche Erfolgsstory ist, sollte man sich beim Bau neuer Häuser noch viel mehr dem Original zurück-annähern. Was das bedeutet?

1.) Man sollte wirklich wieder



Radikal vom Stuck „befreite Zone“

(nur) MIET-Wohnungen in den heute schon oft formal das Berliner Mietshaus abbildenden Gebäuden schaffen. Und zwar Mietwohnungen verschiedener Preis- und Qualitätslage. Dabei sollte man es vermeiden, Miet- und Eigentumswohnungen anzubieten, weil dies immer zu Bewohnern zweier Klassen führt und keine gemeinsamen Interessen entstehen läßt

2.) Man sollte nach dem Beispiel von wenigen wirklich sozial funktionierenden Mietshaus-Anlagen (z. B. Obentrautstr. 32, Hirschhof) mit viel Liebe und Nähe in den Innenhöfen liebevoll gestaltete Räume schaffen, in denen sich die Bewohner im Sommer begegnen können, z. B. auch mit Brunnen als Treffpunkt, natürlich auch Spielplätzen, wobei diese nicht alles dominieren dürfen.

3.) Man sollte die alte Dichte wieder anstreben (so wie jetzt sogar vom Werkbund beim Projekt "Werk-BundStadt" am Spreebord in Charlottenburg vorgelebt) und durch Änderung des Bundesbaugesetzes auch generell ermöglichen, inkl. der rechtlichen Ermöglichung von gemischtem Wohnen und Gewerbe; in den Erdgeschosses generell und ausnahmslos die Ausweisung von Ladengeschäften.

4.) Man sollte sich nicht scheuen, weiterhin die ästhetischen Merkmale des Berliner Mietshauses (betonte Gesimse, Balkone, Erker, Stuck, Eckbetonungen, Spiel mit der Symmetrie, ansprechende Dachformen, hochstehende Fenster) anzuwenden. Dabei kommt es darauf an, im Straßenverlauf jedes einzelne Haus als kleine Persönlichkeit gelten zu lassen, ohne dass die Miteinander-Harmonie gestört wird.

5.) Man sollte beginnen, den Neubau von Häusern wieder mit den alten Materialien zu bewerkstelligen, um ein besseres Raumklima zu schaffen, und um Ressourcen zu schonen.

Zusammengefaßt: Back to the roots! – oder, in Deutsch und mit Goethe zu sprechen: "Was Du ererbt von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!"

Wir Berliner haben ja nicht so viel, was der Welt auf Anhieb als "unsere Spezialität" einfällt. Daher sollten wir unser „Berliner Mietshaus“ noch mehr schätzen und schützen, loben und fortsetzen. Der Aspekt des Schützens ist sehr wichtig, denn die flächenhaften kaiserzeitlichen Wohngebiete sind für Berlin ein tolles Kapital. Diese Gebiete sollten durch eine Ergänzung im Berliner Denkmalschutzgesetz flächenhaft geschützt werden, und zwar unter Hinzunahme aller Zutaten sowohl in den Häusern als



Innenhof Obentrautstr. 32

auch im äußeren und Straßenbereich, d. h.: Auch die kleinen Details von bunten Glasscheiben im Treppenhause, Radabweisern, Tiergartengittern im Hof, Kachelöfen und Stuck in den Wohnungen, alte Inschriften an den Fassaden sowie Möblierungen aus der Zeit in den Straßen (Ziehbrunnen, Litaßsäulen, Tiergartengitter, Vorgartengitter, Kleinpflaster, Granitplatten, gepflasterte Straßen, Toilettenanlagen u. v. a. m.) sollen mit unter diese flächenhafte Schutzhaube kommen, so dass nachfolgende Generationen das wenige, was heute noch da ist, wirklich noch erleben können.



Feudales Hausportal, Karl-Marx-Str. 58

Dieser Schutz kostet uns fast kein Geld und nützt der Stadt kurz- und langfristig so viel, dass wir nicht zögern sollten, diese Gesetzesänderung einzubringen. Entwürfe hierzu liegen vor.

# Sie leben mitten unter uns

## Die Wahrheit über Ratten

Gottfried Wiedenmann / Ratten sind Nagetiere; namengebend dafür sind die langen Vorderzähne, die durch ihren Aufbau sowie regelmäßige Nage-Aktivitäten nie stumpf werden und lebenslang nachwachsen. Von den weltweit etwa 65 Ratten-Arten leben die meisten in Südostasien bis hin nach Australien. Aus Asien stammen letztendlich auch die beiden Arten, die bei uns vorkommen: die Hausratte (*Rattus rattus*) und die Wanderratte (*Rattus norvegicus*). Sie haben sich hier mit dem Menschen eng „verbandelt“ und gelten als Kulturfolger. Wie bei anderen Tierarten (z.B. Krähe, Fuchs, Wildschwein...) kommt ihnen dabei ihre Anpassungsfähigkeit (Intelligenz?) sehr zugute.

Die Hausratte – auch Dachratte genannt (nomen est omen, man fand sie früher häufig in den Reet-Dächern der Bauernhäuser) – lebt bei uns

nicht gern „draußen“, sondern zieht – entsprechend ihrer ursprünglichen Herkunft im südlichen Indien – als Wetterschutz die wärmeren Bedingungen der menschlichen Nähe vor. Frei lebende Populationen gibt es eher in der Mittelmeer-Region, wo sie als gute Kletterer auch gerne in Gebüsch und Bäumen leben und dort auch ihre kugeligen Nester bauen. Wahrscheinlich im frühen Mittelalter kam die Hausratte nach Europa und verbreitete sich seitdem als „Schiffsratte“ weltweit. Im Gegensatz zu den Wanderratten heben Hausratten beim Laufen ihren Schwanz an, wodurch man die beiden Arten gut unterscheiden kann.

Wanderratten lebten ursprünglich im südöstlichen Sibirien und im nordöstlichen China und dort v.a. in waldreichen und buschigen Gegenden. Wahrscheinlich erreichten die Tiere Europa im 18. Jahrhundert auf dem Landweg und verdrängten dabei zunehmend die Hausratte. Denn gegenüber dieser sind Wanderratten durch ihren massiveren Körperbau und ihre bessere Anpassungsfähigkeit sowie wegen der durchschnittlich höheren Anzahl von Nachkommen im Vorteil. Offensichtlich kommen sie auch besser mit dem hiesigen Klima klar.





Weltweit wurden Wanderratten seitdem unbeabsichtigt vor allem mit Schiffen verbreitet. Sie klettern geschickt über Seile und Schiffstau und verlassen das Schiff, ehe es sinkt. In Städten leben Wanderratten häufig in der Kanalisation, bei uns aber auch gern in natur-nahen Biotopen, vor allem an Gewässerrändern mit dichter Vegetation.

Ratten sind Allesfresser, wobei die pflanzliche Nahrung bei weitem überwiegt. Sie bevorzugen Samen, Körner, Nüsse und Früchte, ergänzen ihren Speiseplan jedoch auch mit Insekten und anderen Kleintieren, Vogeleiern oder Fischen. Sie können hervorragend schwimmen und tauchen, laufen aber auch flink und ausdauernd und sind höchst fähige Kletterer. Zusätzlich graben Wanderratten so gut wie Maulwürfe und Wühlmäuse und legen, wenn möglich, Erdbauten an, die einen Wohnkessel mit mindestens zwei Eingängen haben, häufig sind auch Vorratskammern vorhanden. In Gebäuden findet man die Nester an geschützten Stellen jeglicher Art, z. B. zwischen aufgestapelten Waren, zwischen Doppelwänden, in offenen Röhren oder unter Fußbodendielen. Die Nester werden mit weichem Material ausgepolstert. Das können Gras oder Blätter sein, aber dann auch Stoff und Papier oder sonstige Dinge der menschlichen Zivilisation.

Zur erfolgreichen Ausbreitung der Ratten gehört sicherlich auch ihre „großartige“ Fähigkeit sich zu vermehren: ein Wanderratten-Weibchen kann mehrfach, und bei passenden Umweltbedingungen über das ganze Jahr hinweg, Junge bekommen. Nach gut 3 Wochen Tragzeit werden im Durchschnitt pro Wurf 8-9 Nachkom-

men geboren (es können aber auch bis zu 20 sein). Sie werden etwa 6 Wochen lang vom Muttertier gesäugt und sind dann innerhalb eines halben Jahres selbst wieder geschlechtsreif...

Wenn weibliche Tiere tragend sind oder ihre Jungen säugen, verteidigen sie ihr Territorium vehement gegen Eindringlinge und dulden lediglich andere trächtige oder säugende Weibchen desselben Verbandes in ihrer Nähe. Rattenweibchen kümmern sich sehr liebevoll um ihre Jungen. Stirbt ein Weibchen in diesem Stadium, werden seine Jungen von anderen säugenden Weibchen adoptiert. Wenn das Säugen beendet ist, erfahren die Jungtiere von der Mutter beim gemeinsamen Herumstromern, was Ratten essen können und was nicht. Sie bauen nicht nur Ernährungstraditionen auf, sie sind auch außerordentlich unternehmungslustig und fähig, Neues zu lernen.

Es gibt seit den 1960er Jahren Forschungsergebnisse, nach denen sich Nachkommen von Rattenmüttern, die sich besonders intensiv um ihre Jungen kümmerten, später als besonders lernfähig, mutig, freundlich und kuschelbereit zeigten. Dagegen besaßen Jungtiere, die in den ersten 8 Tagen nach der Geburt nicht ausreichend versorgt wurden (aber überlebten), eher einen aggressiven, ängstlichen Charakter; sie waren leicht reizbar, hypernervös und ungesellig und lernten auch schlechter. Dabei war weniger die Dauer des Zusammenlebens mit der Mutter wichtig, als viel-

mehr die Intensität der Pflege! Ein Schelm, der Schlechtes dabei denkt.

Wanderratten können in Rudeln von bis zu 1000 Individuen auftreten, was sicherlich auch einen Teil ihres schlechten Rufs ausmacht und in Hameln Geschichte(n) schrieb. In Siedlungsbereichen bilden sie jedoch eher kleine Gruppen von bis zu 3 Tieren.

Der hohen Vermehrungsrate stehen allerdings in ihrem „richtigen Leben“ auch eine ganze Anzahl von natürlichen (Fress-)Feinden gegenüber wie Wolf, Fuchs, Wildkatze, Marder, Mauswiesel, Iltis, sowie Greifvögel (z.B. Habichte) und Eulen (beim Uhu besteht nachweislich die Nahrung zeitweise zu 30% aus Ratten!). Das sind allerdings auch Tiergruppen, die der Mensch traditionell nicht unbedingt in seiner Nähe litt, und die er deshalb – z.T. bis zu ihrer Ausrottung – bekämpft hat. In jedem Fall hat (bzw. hatte) auch dieses „Raubzeug“ beim zivilisierten Menschen keinen guten Ruf (aber vielleicht ist ja auch der Mensch diesbezüglich lernfähig).

Ratten halten sich als Kulturfolger bevorzugt in der Nähe von menschlichen Lebensbereichen auf, dort finden sie Unterschlupf und reichlich Nahrung, vor allem auch in städtischem Abfall. Und sie mögen alles, was auch Menschen essen bzw. beim Essen übriglassen, und dazu noch vieles mehr. Es gibt Berichte, dass sie sogar Bienenwachs und Seife nicht verschmähten... Mit ihren harten Nagezähnen können sie sich auch durch widerstandsfähige Materialien nagen, um an Nahrung heranzukommen. Aufgrund dieser Eigenschaften werden sie für den Menschen vor allem zu Nahrungs-„schädlingen“ (auch zu Überträgern von Krankheiten, aber

davon später). In der Natur gibt es jedoch keine „Schädlinge“. Dort regeln sich Populationsgrößen u. a. einerseits nach dem jeweiligen Nahrungsangebot und andererseits über Netzwerke des „Fressens und Gefressenwerdens“. So entsteht mittelfristig ein (biologisches) Gleichgewicht. Wachsende Individuen-Zahlen auf der einen Seite haben wegen des besseren Nahrungsangebotes eine steigende Anzahl der Fressfeinde auf der anderen Seite zur Folge (der Mensch ist für diesen Regelmechanismus nur meist nicht geduldig genug). So wird ein Tier zum „Schädling“, wenn es durch seine starke Vermehrung dem Menschen in die Quere kommt. Dass wir meist durch unsere Aktivitäten (Schaffung von optimalen Lebensbedingungen, Reduzierung der natürlichen Feinde) wichtige Voraussetzungen zur Verbreitung des

„Schädlings“ beitragen, wird dabei gerne vergessen (und bei Bedarf bleibt im Sprachgebrauch der „Schädling“ auch nicht unbedingt auf Tiere beschränkt).

Hierzulande fallen also im menschlichen Umfeld die natürlichen Feinde der Ratten durchweg aus, denn Stadt-Hunde und Haus-Katzen sind nicht unbedingt gute Rattenfänger. Das ist sicherlich auch ein guter Grund für die Ratten, sich weiterhin bevorzugt in Menschnähe aufzuhalten. Auch andere Wildtiere z. B. Wildschweine, entziehen sich durch das Leben in der Stadt dem lebensgefährlichen Jagd-Druck im Wald. Das bringt (zwingt??) den Menschen dazu, mit „humanen“ Mitteln einzugreifen. Dazu sind z. B. Fallen nützlich, aber vor allem auch Gift, das er

in Ködern versteckt. Denn das ist eine „saubere Sache“: Ratten ziehen sich zurück oder verkriechen sich, wenn es ans Sterben geht. Man hat dann mit der Entsorgung nichts zu tun, es sei denn, an versteckten Orten könnten spätere Gerüche lästig werden. Die Anwendung von Giften ist aber auch mit dem Problem verbunden, dass Ratten unbekanntem Futter gegenüber sehr vorsichtig und vor allem lernfähig sind: geht es einem Tier nach dem Fressen – und das auch erst nach Tagen – schlecht,



Foto: Norvegicas, Junge Hausratte

rühren die anderen den Köder nicht mehr an. Heutzutage werden deshalb Ködergifte verwendet, durch die der Tod ohne äußerliche Anzeichen durch innerliches Verbluten erst sehr langsam eintritt. Wie sich das auf Tiere auswirken kann, die dann eine solche infizierte und bereits lebensreduzierte Ratte fressen, kann man sich vorstellen.

Auch wenn Ratten im Haus sicherlich in mancherlei Hinsicht nicht angenehm sind, ein wichtiges Argument für die Bekämpfung ist vor allem, dass die Gefährlichkeit der Art überzeugend veranschaulicht wird. Das kann z. B. optisch anregend durch Abbildungen geschehen, in denen Ratten mindestens einen fieson Eindruck hinterlassen (Schlitzaugen und gebleckte Zähne!). Auch in Fabeln

werden Ratten bei uns eher als feige und hinterhältig dargestellt, und Menschen, die man als „Ratte“ tituliert, gelten sicherlich nicht als die angenehmsten. Ein „niedliches“ Eichhörnchen, dessen Speiseplan sich nicht wesentlich von dem der Ratte unterscheidet, das aber eher auf Distanz zum Menschen lebt, wirkt dagegen eher positiv. Eine vergleichbare Argumentation zu seiner Bekämpfung rief sicher starke emotionale Widerstände hervor.

Im Gegensatz zur Hausratte, die inzwischen vielfach auf Roten Listen steht, ist die Wanderratte als Art in Europa nicht gefährdet. Ihre durchschnittliche Lebenserwartung beträgt in der Natur (auch aufgrund des großen Feind-Drucks) bis zu einem Jahr. Als Labor- und Heimratte (s.u.) genießt sie allerdings einen strengen Schutz und kann 3 Jahre alt und sogar älter werden.

Neben der besonderen Lernfähigkeit und einem sehr guten Gedächtnis sind Ratten mit weiteren artspezifischen Fähigkeiten faszinierend ausgestattet. Der feine Geruchssinn ist bei der Futtersuche hilfreich, dient aber auch dem Erkennen von Artgenossen und der Kommunikation. Akustisch können sich Ratten in Frequenzen verständigen, die für uns hörbar sind, aber sie kommunizieren auch im Ultraschallbereich. Sie sind in der Lage, Töne bis zu 100 000 Hz zu erzeugen und wahrzunehmen (der Mensch hört bis max. 20 000 Hz). Sie setzen diese Laute bei der Paarung, während innerartlichen Konflikten oder bei der Jungenaufzucht ein, aber sie warnen damit ggf. auch Artgenossen. In dunklen Räumen nutzen sie ihre Ultraschall-Laute als Sonarsystem und können sich aus dem jeweiligen Echo ohne optische Orientierung ein „Raumbild“ erstellen. Auch ihr Tast-

sinn ist bestens ausgebildet, mit den Vorderpfoten können sie sogar in trübem Wasser mögliche Nahrung erkennen und mit den Tasthaaren im Bereich der Schnauze orientieren sie sich in vielfältiger Weise.

Zu ihrem schlechten Ruf kamen die Ratten nicht zuletzt durch die mittelalterlichen Pest-Epidemien. Dies offensichtlich eher zu Unrecht. Denn inzwischen wird aufgrund von neueren medizinisch-historischen sowie archäologischen Befunden eher angezweifelt, dass die Ausbreitung der Pest mit den damaligen Ratten-Vorkommen übereinstimmte. Es muss auch andere Infektionswege gegeben haben. Zwar können freilebende Ratten (auch heutzutage) Reservoir- und Zwischenwirte für Krankheitserreger des Menschen sein – dies gilt übrigens für alle „wilden“ Tiere, mit denen wir in Kontakt kommen – doch essentiell waren es vor allem Blut-saugende Insekten, die die Pest übertrugen. Sie traten in den wärmeren Jahreszeiten auf und verschwanden zum Winter hin und mit ihnen die Pest-Infektionen.

Unsere negative Einstellung zu Ratten steht in völligem Kontrast zu dem Verständnis, wie es in Asien existiert. Dort werden Ratten eher mit Intelligenz und anderen positiven Eigenschaften in Verbindung gebracht. Dem hinduistischen Gott Ganesha dienen sie als Reittier. Für Gläubige gilt es in Indien als „Glück“, wenn ihnen im Karni-Mata-Tempel eine Ratte über die nackten Füße läuft. Dort essen und trinken die Pilger auch aus Schalen, aus denen vorher Ratten gefressen oder getrunken haben. Über dadurch ausgelöste Epidemien wurde in dem Bericht allerdings nichts kolportiert ...

Im chinesischen Tierkreis nimmt die Ratte den ersten Platz ein und besitzt in diesem Zusammenhang vor allem positive Eigenschaften. Sie steht dort für Intelligenz, Ehrlichkeit, Fleiß, Kreativität, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, aber auch für Angifflust und Sentimentalität; und sie besitzt die Fähigkeit, unter widrigen Umständen und trotz Verfolgung zu überleben: auch wenn sie am Boden liegt, gibt sie nicht auf. Alle zwölf Jahre gibt es ein „Jahr der Ratte“, das

letzte war 2008.

In westlich-orientierten Industrie- und Kultur-Kreisen findet man dagegen positive Aspekte zur Wanderratte eher im Geheimen bzw. lediglich in mehr oder minder abgeschlossenen Kommunikationsforen. Denn die sogenannten Farbratten, züchterische Abkömmlinge der Wanderratte, bilden – meist in weiß – eines der wichtigsten Versuchsobjekte in der biologisch-medizinischen Forschung. In aller Labor-Abgeschiedenheit wurden sie so über den Umweg der menschlichen Gesundheit zu einem bedeuten-



den und in vielem positiven Bestandteil unseres Lebens. Jeweils um die 350 bis 400 000 Ratten werden bei uns in der Forschung v.a. der Medizin und Pharmazie pro Jahr „verbraucht“, und dies geschieht „zum Nutzen der Menschen“, was diesen in ihrer Allgemeinheit kaum bewusst sein mag.

In der Öffentlichkeit sieht man heutzutage Ratten nicht selten in anderen Kreisen – gemeinhin auch als Sub-Kultur bezeichnet. Meist junge Menschen, die nicht zum allgemeinen Mainstream gerechnet werden (und dies sicherlich auch selbst nicht möchten), haben eine Ratte bei sich. Häufig in weiß oder mit unterschiedlichen Farbverteilungen im Fell sitzt sie dann auf deren Schulter, klettert geschickt auf der Kleidung herum oder versteckt sich darin.

Wiederum weniger in der Öffentlichkeit werden Farbratten auch als Heimtier gehalten. Denn aufgrund ihrer Lernfähigkeit und durch ihren sozialen Charakter sind sie – wie auch durch die vorgenannten Kreise dokumentiert – fähig, eine persönliche Bindung zu ihrer Pflegeperson aufzubauen. Der be-

rühmte Verhaltensforscher und Nobelpreisträger Konrad Lorenz soll die Ratte vor diesem Hintergrund und auf Grund dieser möglichen Zuwendung zum Menschen als eines der tollsten Haustiere bezeichnet haben. Hinzu kommt, dass eine Farbratte mit ihren Knopfaugen (die noch stärker hervortreten, wenn es ihr gut geht) und ihrer runden Schnauze recht niedlich und attraktiv aussehen kann. Damit steht sie dem Eichhörnchen in nichts nach. Im Gegensatz zu diesem besitzen Ratten jedoch als soziale Tiere ein ausgesprochen großes Repertoire an Verhaltensmustern, die sie dann auch mit „ihrem“ Menschen teilen. Nur der schuppige, kaum behaarte Schwanz, der beim Klettern als „Balance-Stange“ benutzt wird, gilt vielfach als „abstoßend“. In einem Buch zur Haltung von Farbratten fand sich die Bemerkung, dass Ratten, wenn sie einen Schwanz wie Eichhörnchen besäßen, vom Menschen viel weniger als problematisch angesehen würden und als Heimtier noch viel beliebter wären.

Farbratten benötigen in ihrem geräumigen Käfig vielfältige Strukturen, wo sie klettern, entdecken oder sich verstecken können. Dies kann zusätzlich aber auch immer wieder und gerne außerhalb des Käfigs mit oder auf dem Menschen geschehen, der sie betreut. So kann man dann, wenn man sich darauf einlässt (und den „fiesen Schädling“ im Hinterkopf vergisst) über den direkten Kontakt und durch eigene Beobachtung die faszinierenden (und biologisch gesehen) erfolgreichen Fähigkeiten der Ratte erleben und ihre – auch individuell unterschiedlichen – (Charakter-) Eigenschaften kennen lernen.



Ratte mit „Puschelschwanz“



WEM  
GEHÖRT  
DIE  
STADT?  
?

# Irrenhaus geht immer

2-Zimmerwohnung, 62 Quadratmeter,  
Leopoldplatz, 850 € kalt

Isabell Wimmer / Während ich die Treppen am U-Bahnhof Leopoldplatz hinauflaufe, bereue ich schon, dass ich überhaupt gekommen bin: Wohnungsbesichtigung im Wedding, der soll ja sowieso das neue Kreuzberg sein. Meine erste eigene Wohnung im zukünftigen Szenebezirk. Vor einem halben Jahr hätte ich bei dieser Vorstellung noch Herzklopfen bekommen, inzwischen bekomme ich Gewaltfantasien, wenn ich das Wort Besichtigung nur geschrieben sehe. Zu viele Bewerbungen habe ich schon abgeschickt und zu viele Absagen habe ich schon bekommen.

Schon von weitem sehe ich die Schlange, vierzig Leute mindestens. Am liebsten möchte ich sofort wieder umdrehen, aber, wenn ich schon mal

da bin, dann kann ich mich auch anstellen. „Wofür steht ihr denn hier alle an?“, eine kleine Blondine guckt mich fragend an. „Wohnungsbesichtigung“, antworte ich schroff und hoffe, dass sie weitergeht. Jetzt bitte kein Smalltalk mit einem Besichtigungsneuling. Ungläubig schaut sie auf die Wartenden: „Oh Mann, dann stell ich mich mal hinter dich.“ Sie streckt mir die Hand entgegen: „Ich bin übrigens Saskia.“ Na toll, jetzt habe ich die auch noch an der Backe. Während sie weiter auf mich einredet, nähern wir uns langsam der Eingangstür. Das Treppenhaus ist nicht saniert, wenn sie das in einem halben Jahr neu machen, gibt es eine Mieterhöhung, aber so was steht natürlich nicht in der Wohnungsbeschreibung.

Zwei Mädchen kommen uns kichernd entgegen: „Ihr braucht nicht mehr hochgehen, wir haben die Wohnung.“ Den Trick kenne ich, unbeeindruckt steige ich weiter die Treppe hoch. Saskia bleibt ratlos auf der Treppe stehen, die wäre ich also schon mal los.

Im zweiten Stock steht in der Wohnungstür eine Frau mit schlecht gefärbten Haaren, Brille und Plastikfingernägeln: „Hallo, ich bin Nicole, die Maklerin.“ Ich zwingen mich zu einem Lächeln: „Ach hi, wir hatten telefoniert.“ Hatten wir nicht, aber dann hat sie das Gefühl, dass sie mich schon kennt, das ist bestimmt kein Nachteil. Nicole rückt ihre Brille zu recht und lacht nervös: „Ja stimmt, schön, dass du hergefunden hast.“

Schau dich ruhig um, falls du Fragen hast, kannst du mich gerne...“ „Was wäre nochmal die Warmmiete?“, ein Hippie Ende 20 mit Dreadlocks und einem T-Shirt mit der Aufschrift „Peace & Love“ drängelt sich zwischen Nicole und mich. „Kann ich auch erst Mitte des Monats bezahlen?“. Ich beschließe, die beiden alleine zu lassen und versuche, die Wohnung zu betreten.

Die Bude ist voller als die U1 zur Rush Hour. Ich bahne mir den Weg an einer Schwangeren vorbei in das erste Zimmer. Ihr Bauch ist erstaunlich weich – der Kissentrick. Kleine Familien werden Studenten vorgezogen, da kann man auch ruhig mal eine Schwangerschaft vortäuschen. Das Zimmer, das in der Wohnungsbeschreibung im Internet noch 25 Quadratmeter groß war, ist plötzlich auf knapp 12 Quadratmeter geschrumpft. Der frisch abgezogene Parkettboden hat sich auf wundersame Weise in billiges Klick-Laminat von Ikea verwandelt. Wäre ja auch zu schön gewesen, wenn man für 14 Euro pro Quadratmeter kalt auch tatsächlich was Brauchbares bekommen hätte. Wenigstens ist es tatsächlich Altbau.

Ein Pärchen versucht, das Zimmer auszumessen und sticht dabei einem älteren Herrn ins Auge. So kann man die Konkurrenz natürlich auch ausschalten. Es kommt zum Streit, einige andere Bewerber steigen mit ein, der ältere Herr nimmt seinen Regenschirm und fängt an, wild nach Leuten zu schlagen. Ich kann ihm das nicht verübeln. Auch mich treiben die vielen Besichtigungen in den Wahnsinn.

Ich ergreife die Flucht und dränge mich ins zweite Zimmer. Hier erklärt Nicole gerade das Prozedere der Bewerbung: Bewerbungsbogen ausfüllen, Personalausweis-Kopie, Gehaltsnachweise vom Bewerber und falls Studierender auch von den Eltern, Mietschuldenfreiheit und natürlich Schufa-Auskunft abgeben. Wie oft ich den Prozess schon durchgemacht habe! Halb Berlin weiß inzwischen, was ich studiere, wo ich wohne und was mein Vater verdient. Irgendwann kommt der Tag, an dem sie noch den Impfpass von meinem Goldfisch sehen wollen.

Wer schon erfahrener Wohnungsbewerber ist, hat die Dokumente direkt dabei, füllt in Rekordtempo das Bewerberformular aus und drückt es jetzt Nicole in die Hand. Innerhalb von zwei Minuten ist sie komplett hinter dem Stapel von Bewerbungen verschwunden. Ein Typ mit Lacoste-Pulli drückt ihr noch einen 500er-Schein in die Hand, ob sie den vielleicht bei der Auswahl der Mieter im Hinterkopf behalten könne. Nicole guckt überfordert auf den Schein, sie weiß nicht, was sie tun soll.

Ich möchte rüber in die Küche, doch weit komme ich nicht. Im Flur ist ein Mädchen umgekippt, vermutlich Sauerstoffmangel. Während jemand vergeblich versucht, sie in eine stabile Seitenlage zu bringen, brüllt der Hippie von hinten: „Lass die Olle liegen, weniger Konkurrenz für uns!“. Zustimmender Beifall aus der Küche. Wie schnell doch ein Hippie seine Grundsätze vergisst, wenn es um 62 Quadratmeter im zweiten Stock geht. Eine echte Schwangere hat mittlerweile die Kissenschwangerschaft entlarvt und versucht sie an den Haaren aus der Wohnung zu ziehen. Nicole steht immer noch im Zimmer und betrachtet ratlos den 500 Euro-Schein. Im Bad streiten sich zwei Jungs um das letzte Bewerbungsformular und auf dem Balkon weint jemand. Die Situation im ersten Zimmer ist komplett außer Kontrolle geraten: Das Pärchen und der ältere Herr schlagen mit Regenschirm und Zollstock aufeinander ein. Ein Ring von Menschen hat sich um sie gebildet und feuert sie an. Plötzlich ruft jemand: „Der hat eine Pistole!“ Ich beschließe, dass es Zeit ist, zu gehen.

Als ich aus der Haustür trete, atme ich tief ein und freue mich, dass ich noch am Leben bin. Meine Bewerbungsunterlagen habe ich noch in der Hand. Ich sehe einen Mülleimer und werfe sie hinein. Die brauche ich nicht mehr, fürs Irrenhaus braucht man keine Schufa-Auskunft.

## Eigentumswohnung (von Christiane Rösinger)

Von den Eltern zur Belohnung  
Und zur eigenen  
Nervenschonung  
Und zur ständigen  
Naherholung  
Kriegen wir jetzt eine  
Eigentumswohnung

Wir wollen ja keinen vertreiben  
Aber wir müssen auch  
irgendwo bleiben  
Wir müssen schließlich auch  
irgendwo wohnen  
Und erben muss sich  
wieder lohnen

In andern Ländern wohnt man  
auch nicht zur Miete  
Da bist du ohne Eigentum  
voll die Niete  
Der Mietenmarkt ist  
das allerletzte  
Wir sind nicht geboren  
für diese Hetze

Von den Eltern zur Belohnung  
Und zur eigenen  
Nervenschonung  
Und zur ständigen  
Naherholung  
Kriegen wir jetzt eine  
Eigentumswohnung

Der Kapitalismus  
ist an allem schuld  
Wir sind am Ende  
unsrer Geduld  
Wir leben eigentlich  
selber prekär  
Wenn das mit der  
Wohnung nicht wär

Wir müssen auch  
an das Alter denken  
Die Eltern wollten's uns halt  
unbedingt schenken  
Wir haben leider keine  
andere Wahl  
Wir thematisieren das ja  
selber manchmal

Von den Eltern zur Belohnung  
und zur eigenen  
Nervenschonung  
und zur ständigen  
Naherholung  
Kriegen wir jetzt eine  
Eigentumswohnung



# Protokoll einer Verdrängung

Christian R. Seit 2002 wohne ich in der Graefestrasse, Altbau, 1. OG, 47 qm, 260,- Euro kalt, 385,- warm, 1,5 Zimmer mit Dielenboden, gepflegtes Haus.

Ca. 30 Parteien wohnen in diesem Haus, alle in Eigentumswohnungen, fast alle im Besitz von Münchner Eigentümern. Auch die Hausverwaltung mit Sitz in München hat inzwischen wegen Insolvenz gewechselt. Die neue Verwaltung sitzt auch in München, mit einem Büro in Berlin. Der Kaufpreis meiner Wohnung betrug: 75.000,- Euro

Anfang Mai 2015

Erhalte einen Anruf vom Hausverwalter. Die Spüle ist verschimmelt und ich soll eine neue erhalten, auch die Toilette soll erneuert werden. Die Verwaltung möchte das fotografisch dokumentieren. Der Hausverwalter ist von meiner Mutter, die zu Besuch war, hereingelassen worden. Später sagte sie zu mir: „Komisch, der hat die ganze Wohnung fotografiert.“

2 Tage später

Es kam ein Anruf vom Verwalter, dass meine Mietwohnung verkauft wurde. Der neue Eigentümer versicherte mir, dass ich natürlich wohnen bleiben könne, er habe selber eine Wohnung in Berlin-Mitte, die Wohnung sei nur als Kapitalanlage gedacht.

2 Monate später

Nachdem der Käufer im Grund-

buch eingetragen worden war, verriet mir der Verwalter mündlich, dass mir gekündigt worden sei. Ich fiel aus allen Wolken.

30. August

In meinem Briefkasten lag die schriftliche Kündigung. Grund: Eigenbedarf. Damit ging ich zur Rechtsberatung und widersprach der Kündigung wegen eines Formfehlers (die Kündigung enthielt keine konkreten Tatsachenangaben). Die Antwort des Eigentümers: „Wieso, ich habe doch gekündigt?“

Jetzt suchte ich mir eine Anwältin!

15. Oktober

Von der Gegenpartei kam eine Kündigung wegen Eigenbedarfs mit der Begründung, dass der Eigentümer die Wohnung bräuchte, weil er sich von seiner Frau trennen würde (Trennungsjahr). Da wir darin ein taktisches Manöver sahen, akzeptierten meine Anwältin und ich die Begründung nicht!

Ende Juni

Mir wird eine Ersatz-Wohnung im gleichen Haus angeboten, die auch vom neuen Eigentümer gekauft worden war. Sie lag im Erdgeschoss, 30 Quadratmeter, zum Innenhof gelegen, mit Parkplätzen vor dem Fenster, warm für 520,- Euro. Das sind über 11,- Euro kalt pro Quadratmeter. Die Anwältin forderte dreimal einen Mietvertragsentwurf für die Er-

satzwohnung, der jedoch nie eintraf. 30. August 2016

Eine Mieterhöhung lag in meinem Briefkasten. Der Quadratmeterpreis sollte nun von 5,16 Euro auf 6,61 Euro angehoben werden. Gesetzlich erlaubt sind in dieser Wohnlage nur 5,93 Euro. Seit 1.11.2016 zahle ich nun die erhöhte Miete.

Seit dem 31.7.2016 (bis dahin lief die Kündigungsfrist) droht mir die Gegenseite mit Räumungsklage. Im Oktober traf die Räumungsklage ein. Nun ziehen wir vor Gericht! Meine Anwältin leistet wertvolle Beratung und Unterstützung, alles abgedeckt durch meinen Beratungsschein vom Amt.

Seit dem Verkauf meiner Wohnung denke ich über einen Umzug nach. Allerdings fand ich bisher keinen bezahlbaren Wohnraum in meiner Umgebung. Ich fühle mich nicht mehr wohl zu Hause, das ganze Verfahren schlägt mir auf die Psyche. Die Spüle ist nach wie vor verschimmelt und Reparaturen werden nicht ausgeführt. Auch im Haus hat sich im Laufe der Zeit vieles geändert, alles ist anonym geworden, es gibt schon lange keine Hoffeste mehr. Es haben sich im Haus zwei Bewohner-Fraktionen gebildet: die „Alten“, die sich um ihren Wohnungsverlust sorgen, und die „Neuen“ mit dem Porsche 911 im Hof.

# Ev. Kirchentag 2017

„Du siehst mich auch im Streit“

**Vortrag**  
Do. 25.5.2017, 16:00 Uhr  
Eugen Drewermann

## **Konzert**

Fr. 26. und Sa. 27.5.2017, 21:00 Uhr  
**The Armed Man – A Mass For Peace (1999)**  
(Konzert mit Projektion des Filmes von Hefin Owen)

Ölberg-Chor, Soli, Berlin Concert Brass, Ltg.: KMD Ingo Schulz  
Eine Messe des weltberühmten walisischen Komponisten Karl Jenkins.  
Das Antikriegsstück basiert auf Texten der katholischen Messliturgie, die Jenkins mit anderen Quellen verband.

**Stummfilm & Orgel**  
Do. 25.5.2017, 22:00 Uhr  
**Luther – Ein Film der deutschen Reformation**

Ein deutscher Historienfilm von Hans Kyser aus dem Jahr 1927. Der Stummfilm betont Luther als Kämpfer für das Evangelium, der eine neue Kirche schaffen will, und entspricht mit der Darstellung des Reformators als „deutscher Held des Protestantismus“ dem damaligen Zeitgeist. **An der Orgel: Stephan Graf von Bothmer**

## **Unser Programm:**

- **Vorträge**
- **Ausstellungen**
- **Diskussionen**
- **Forum**
- **Workshops**

# Couch-Surfing zum Kirchentag



Valentin Wendebourg / Neulich, nachts um halb eins: Ich stehe am Hamburger Bahnhof, schaue herunter auf die leeren und dunklen Züge, nur vereinzelt laufen noch Menschen durch den Bahnhof. Mein Zug war der letzte, der an diesem Tag aus Berlin angekommen ist. Und nun stehe ich da, mit meinem Rucksack, jetzt noch ein paar Meter durch die Stadt laufen, dann bin ich da. Ein Freund hat mir angeboten, bei ihm zu übernachten, aber ich habe seine genaue Adresse nicht mehr, und so rufe ich ihn an. „Valentin, wie geht es Dir denn? Was, Du bist am Bahnhof? Und willst bei mir übernachten? Oh, das war ein Missverständnis, nee, also heute geht es leider nicht. Morgen vielleicht.“ „Aber ich stehe hier grad in Hamburg am Bahnhof...was soll ich denn jetzt machen?“ „Weiß ich auch nicht, bei mir geht's leider heute nicht.“ Er legt auf, und ich stehe da. Mit meinem großen Rucksack. In den Läden verlöschen die Lichter. Die Kehrmaschine kommt um die Ecke.

Die Anzeigentafel ist fast leer. Ein Zug fährt noch nach Bremen. Dort ist Kirchentag, da wollte ich ja hin. Ich steige also ein, es ist warm. Nur: Was mache ich nachts um zwei Uhr in Bremen? Halb im Dämmerzustand komme ich in Bremen an, der Bahnhof ist menschenleer. Das Gefühl, kein Dach über dem Kopf zu haben, nicht zu wissen, wo es hingehet, zu frieren, nur mit einem Rucksack auf dem Rücken. Ich fühle mich ziemlich verloren.

Ich laufe Richtung Innenstadt, alles leer, nur zwei Jugendliche stehen noch an einer Ecke, sie tragen ein Halstuch – zwei Pfadfinder. Als ich näher komme, schauen sie mich ver-

wundert an, aber ich merke: Die sind nicht zufällig hier, ihr Auftreten, dieses Gefühl der Verbundenheit – die gehören auch zum Kirchentag! Ich spreche sie an und schildere ihnen meine Situation. Das ist mir peinlich. Noch nie habe ich einen fremden Menschen auf der Straße angesprochen, weil ich ein Dach über dem Kopf brauche. Wer macht denn so was? Das funktioniert doch nie!

Beim Kirchentag ist alles anders. Da herrscht eine Stimmung, die ist schwer zu beschreiben, es herrscht ein Grundvertrauen. Die beiden Jungs nennen mir kein Hotel, die sind bei 100.000 Kirchentagsbesuchern ohnehin voll. Sie nehmen mich einfach mit. Sie wollen nichts, keinen Ausweis, kein Papier, keinen Pfand, kein Geld. Sie nehmen mich einfach mit. Weil sie nicht akzeptieren, dass irgendjemand keinen Ort zum Schlafen hat. Es ist genug Platz für alle da. Es ist nicht viel, was sie mir anbieten können. Eine kleine Ecke auf dem Boden in einem leeren Klassenzimmer. Aber es ist ein Dach, es ist warm, und ich bin willkommen.

Auf einem Kirchentag wurden Dinge möglich, die ich nicht erwartet hatte. Da schauen Menschen nicht weg, da suchen sie keine Ausreden, warum sie jetzt gerade gar keine Zeit haben, sie tun es einfach. Da gehen

Menschen plötzlich anders miteinander um und wollen das Motto leben: „Wer klopft, dem wird aufgetan“. Genau so habe ich es erlebt.

Im Mai 2017 wird es wieder so weit sein: Evangelischer Kirchentag – diesmal in Berlin. Vom 24. bis 28. Mai 2017 wird Berlin fünf Tage lang voller Gottesdienste, Konzerte, Diskussionen, Foren und Veranstaltungen sein. Über 100.000 Gäste aus der ganzen Welt werden in unserer Stadt erwartet, zum Abend der Begegnung gar 300.000.

Gemeindehäuser, Schulen, sowie viele private Menschen öffnen ihre Wohnungen für die Gäste, unzählige freiwillige Helfer engagieren sich, damit jede und jeder ein Dach über dem Kopf finden kann, und wenn es nur eine kleine Ecke auf dem Boden ist. Aber trocken und warm.

Es braucht nicht viel, damit auch wir als Kreuzberger solche offenen Gastgeberinnen und Gastgeber sein können. Ein kleines freies Plätzchen oder auch nur eine helfende Hand für die Gäste in einer Schule werden dringend gesucht!

Wir, Peter Distelkamp-Franken und Vikar Valentin Wendebourg als Verantwortliche für den Kirchentag 2017 unserer Emmaus-Ölberg Gemeinde, laden Sie ein mitzumachen, damit jeder und jede im Mai 2017 ein Plätzchen zum Schlafen findet. Sprechen Sie uns einfach an oder schreiben Sie uns eine E-Mail!

Schon jetzt ein herzlicher Dank an alle, die mit anpacken oder sogar ihre Türen öffnen!

Ihr Hans-Peter Distelkamp-Franken und Valentin Wendebourg

Mail: di-fra@freenet.de

valentin.wendebourg@emmaus.de

# Floating Homes

## Wohnen auf dem Wasser

Upasika Trommsdorff / Ein Häuschen im Grünen, mit Wasser davor, ein Boot auch dabei – ach, das könnte schön sein! Schwierig, teuer? Oh ja. Aber wie sieht's aus mit Holz unter den Füßen, einem Appartement darauf, einem Motörchen im Heck



und das Ganze auf dem Wasser? Wir finden das wunderbar und hatten im Juni ein Hausboot gemietet. Von Berlin aus kann man mit dem Schiff bis zur Ostsee, zur Nordsee und an das Mittelmeer fahren, es ist alles nur eine Frage der Zeit. Für uns leider zu lang, und so schipperten wir für eine Woche vom Wersee bis zum, mit kleinen Abstechern waren das rund 90 km. Wir fuhren auf der zauberhaf-



ten Löcknitz und der Dahme, haben mit Freunden in „Kellings Schifferstube“ gegessen, auf dem Weg bei der Fischerei Aurora angelegt und frischen Fisch gekauft und haben ein paar Tage später bei der Fischerhütte

in der Abendsonne gegessen. Mit 15 PS gemächlich durchs Wasser zu gleiten, befriedet die Psyche und nährt die Seele – vorbei an märchenhaften Seerosenfeldern, liebevoll gepflegten Gärten und Blumen, an seltsamen Gestalten aus Holz, Entenfamilien

durchdacht und durchkonstruiert. Wie im kleinsten Ikea-Appartement gibt es hier genügend Platz für alles, was man braucht: Bücher, CDs, Schuhe und Kledage, Cremes, Fahrräder, Koffer. Mit der Fußbodenheizung kommt man auch durch kältere



und springenden Fischen, Blesshuhnelnern, die sich rührend um ihre Küken kümmern. Vorbei an Anglern, die mit den geflügelten Sporttauchern, den stolzen Reihern, um die Wette fischen.... Vorbei an gierigen Riesenhechten und anderen Fischen, die abends hoch über die spiegelglatten Wasser sprangen... Und die Sonnenaufgänge und die Sonnenuntergänge sind ein fantastischer Farbenrausch, einfach himmlisch.

Das Wohnen auf einem architektonisch so ästhetischen Hausboot wie unserer „Malea“ ist komfortabel, voll

Nächte. Und wenn es draußen schüttet: ankern, alle Fenster schließen und die dicken Regentropfen auf den großen Scheiben zählen, die impressionistischen Farben draußen bewundern und beobachten, wie die Tropfen in kleinen Kaskaden von der Wasseroberfläche immer wieder ein Stückchen nach oben hüpfen...

Lean Living und Luxus – auf Zeit oder als Zuhause

alle Fotos: Upasika Trommsdorff

# Auf vier Quadratmetern

Meine rollende Freiheit

Thomas Vogel / Draußen schlagen letzte Tropfen an die kleinen, leicht bräunlichen Scheiben in ihren brüchigen Samtgummidichtungen. Die alten Fenster haben standgehalten, die ganze Nacht. Ein starker Sturm war abends aufgekommen und hatte gewütet, der Regen klatschte stundenlang auf das Blechdach, in Böen, immer wieder, alle paar Sekunden. Das Meer, gestern noch kristallklar türkis, ist heute morgen eine aufgepeitschte graue Brühe voller Seegras. Immerhin, es war heiß, die Abkühlung tut gut. Ich rapple mich auf, verlasse das Bett, mache einen halben Schritt und stehe direkt vor dem zweiflammigen Gasherd. Rechts oben das Schubfach mit frischem Bio-Fairtrade-Arabica-Kaffee, gutes Gewissen trotz Genuss-Perversion des Westens. Unten das Fach mit der Bialetti aus Edelstahl. Empirische Forschung in Italien hat gezeigt, dass Bialetti aus Aluminium mit Alzheimer einhergeht. Die Zusammenhänge sind noch unbekannt. Ich drehe den Wasserhahn auf und fülle das Unterteil des Kaffeemaschinchens, Sieb rein, Perversion hineinschütten, Oberteil drauf, zuschrauben, auf den Herd stellen. Die Flamme geht anfangs wiederholt aus, der Gasherd ist alt, „westdeutsches“ Fabrikat der 80er Jahre, das Bi-Metall am Gaskranz muss gewechselt werden, ein Oldtimer. Ewige Baustelle. Als der Kaffee fertig ist, nehme ich die kleine rote,

mit goldenen Mustern verzierte Porzellantasse aus dem Geschirrfach unter der kleinen Edelstahlspüle. Ich schenke mir ein, ein Schluck Milch drauf. Fertig ist der gute Morgen. Die Tasse balancierend, öffne ich die Tür. Plötzlich schlägt eine Windböe gegen die Tür, das reine Gewissen schwappt gefährlich. Ich drücke kräftiger gegen die schwere Stahlblechtüre und bin schließlich draußen. Wind fährt lustig durch die Haare, Salz kribbelt in den Nasennebenhöhlen. Herrlich. Ich stelle meine Tasse auf der niedrigen Steinmauer ab, hoffend, der Wind möge sie verschonen, und fixiere die Tür mit einem breiten festen Gummiband und einer Stahlklammer. Russisch, würde man sagen. Original des Herstellers. Nix Gasdruck. Hält seit 33 Jahren.

Um mich herum ist Meer, herrliches, wildes Meer. Wenn ich den Kopf nach links drehe, sehe ich die Küstenlinie. Malerisch, traumhaft. Sehnsuchtsbild des Berliner Februars. In der Ferne die mächtige, strahlendweiße Kirche von Trani. Gleiches in anderer Richtung. Ohne Kirche. Zeit für das Frühstück.

Seit fünf Wochen ist der alte Mercedes-Bus meine Küche, Schlafzimmer, Wohnzimmer, Lesestube, Fortbewegungsmittel, Lebensgefühl. Auf 4 Quadratmetern. Mit 95 Km/h Maximum und 50 Km/h auf dem San Bernadino Pass hat man mehr Zeit, als man heutzutage gewohnt ist. Braucht Geduld. Muss Reisetage planen. Kann viel Musik hören. Zwei

JBL Studiomonitore hängen über den Köpfen. „Wie man sich bettet, so liegt man...“ Man schaut viel, sieht viel. Und wird angeschaut. „Das Modell hatten wir auch mal, vor 20 Jahren...“. Sehnsuchtsvoller Blick aus großen, breiten, weißen Plastikmonstern. Tja. Verkauft man ja auch nicht.

Ich halte an, wo es mir gefällt und ich keinen störe. Irgendwo ein maleischer Platz, direkt am Meer. Oder oben am Waldrand auf den Bergen, oberhalb der letzten Siedlungen. Blick übers weite Land, hin zur See. Wo es nachts ganz still ist und alle



Vom Bett aus in die Weite

Sterne zu sehen sind. Und wo kein dicker, tiefliegender Plastikcaravan mehr hinkommt. Wo man für einen Moment ganz allein sein darf. Da klettert der 33 Jahre alte, für heutige Automobilmaße schlanke Mercedes hin.

Bodenfreiheit wie ein Landrover. Genau dorthin stellt man sich. Genießt. Und schaut. Lange. Man sieht die Sterne, lauscht ins Dunkel, bevor man sich irgendwann ins Bett kuschelt. Nichts liegen lassen und fremden Müll einsammeln, ist Ehrensache. Kleines Dankeschön für die Gastfreundlichkeit des still-schönen Platzes. Nach fünf Wochen im Bus habe ich ein neues Verhältnis zu dem, was ich „wirklich“ brauche. Besinnung auf Wesentliches. Was macht Leben aus. Was ist Freude, was Genuss. Was ist Zeit. Fahrendes Volk war ich. Und freue mich schon wie Bolle auf das nächste Mal.



# Kein Platz, Nirgends

## Von Afrika nach Berlin ins Dazwischen

Susann Kachel / Mohamed wird im Dezember 20 Jahre alt. Vor drei Jahren flüchtete er aus seiner Heimat Guinea nach Berlin. Er reiste zunächst als minderjährig Geflüchteter ein, verlor nach einer ärztlichen Untersuchung jedoch diesen Status und damit jeden besonderen Schutz.

Als ich ihn vor knapp einem Jahr kennenlernte, war er ziemlich verzweifelt und wollte doch nur eine Chance auf ein sicheres Leben in Berlin. Mittlerweile hat er einen relativ sicheren Aufenthaltstitel, geht wieder zur Schule und kann sich mit mir ganz gut auf deutsch unterhalten (manchmal wechseln wir ins Französische). Doch seine Wohnsituation ist immer noch sehr schwierig.

**Susann:** Lieber Mohamed, wie hast du in deiner Heimat Guinea gelebt und gewohnt?

**Mohamed:** Ich habe in der Hauptstadt Conakry gelebt. Dort wohnte ich mit meinen Eltern und Geschwistern in einer Wohnung mit drei Zimmern: eins für meine Mama, eins für meinen Papa und eins für den Rest der Familie. Oft sind wir ins Dorf gefahren, wo meine Großfamilie lebt und ich die ersten Jahre aufgewachsen bin. Es ist ein Dorf mit Rundhütten mit Strohdächern und wir haben alle immer in irgendeiner der vielen Hütten mit anderen übernachtet.

**Susann:** Und wie wohnst du hier in Deutschland?

**Mohamed:** Zuerst wurde ich in der Wupperstr. in Steglitz für ca. 6 Wochen aufgenommen (Erstaufnahme- und Clearingstelle für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge). Es war wie ein Maison d'accueil: Ich hatte

ein winziges Einzelzimmer mit Bett und einem kleinen Kühlschrank. Von da wurde ich in ein Jugendheim in der Magdalenenstr. in Lichtenberg überwiesen. Dort blieb ich ca. ein halbes Jahr. Ich wohnte mit einem anderen Jugendlichen aus Guinea in einem Zimmer - das war eine gute Zeit, weil ich zur Schule gehen konnte und nicht allein war. Nachdem ich nicht mehr als minderjährig galt und die Behörden mir einen Ausweis mit einem Geburtsdatum ausstellten, musste ich in ein Heim am Südkreuz ziehen. Da wohne ich immer noch mit vier alten Männern in einem Zimmer. Ich komme nur zum Schlafen dahin, denn ich habe keine Privatsphäre dort. Es gibt für jeden ein kleines Bett, einen Schrank und für alle ein Sofa im Zimmer.

**Susann:** Hast du schon einmal jemanden besucht, der eine eigene Wohnung in Berlin hat?

**Mohamed:** Nein, alle meine Freunde können mich auch nicht einladen, wegen der schlechten Wohnbedingungen.

**Susann:** Magst du mir etwas über die Zeit deiner Flucht erzählen und darüber, wie du auf der Flucht deine Nächte verbracht hast?

**Mohamed:** Ja, ich muss ja davon erzählen, damit die Leute das erfahren. Ich bin von Guinea gelaufen! (... mehr Worte fand er dann doch nicht) Als ich in Europa ankam, konnte ich direkt mit einem Bus nach Deutschland fahren und habe viele Nächte im Bus geschlafen – aber das hat geklappt. Ich bin nach Hamburg gefahren, weil der Bus dahin fuhr und dann nach Berlin, weil ich ja nach Berlin wollte. Auf der Fahrt habe ich einen aus Sierra Leone kennengelernt und der sagte, ich soll in die Gerhart-

Hauptmann-Schule mitgehen. Dort wurde mir erklärt, wo ich mich melden muss und so bin ich nach Steglitz in die Wupperstr. gekommen.

**Susann:** Was wünschst du dir für deine Zukunft?

**Mohamed:** Ich möchte einen Beruf erlernen und in Berlin bleiben und in einer Wohnung leben mit einfachen Menschen, mit jungen Menschen.

**Susann:** Vielen Dank, Mohamed.

Mohamed erzählte mir außerdem, dass er sich bei der Wohnungssuche auf dem Sozialamt benachteiligt fühle. Er kennt noch einen jungen Mann, der als unbegleiteter Minderjähriger eingereist ist und dann seinen Status verlor und ebenfalls keine Wohnung, nicht einmal ein Zimmer angeboten bekommt, im Gegensatz zu anderen Geflüchteten, die Mohamed kennt. Einmal bot sich für Mohamed die Gelegenheit, im Wohnheim in ein Zwei-Personen-Zimmer umzuziehen, doch nicht einmal das erlaubte ihm das Sozialamt. Nun werde ich ihn beim nächsten Termin begleiten, denn es hat sich bisher erwiesen, dass er mit einer deutschen Begleitperson auf Ämtern, beim Anwalt und für die Anmeldung in einer Schule ernster genommen wird und mehr erreicht. Wir haben ihn auch auf der Webseite „Flüchtlinge Willkommen“ als WG-Zimmer-Suchenden registriert, doch die Nachfrage ist so groß, dass Mohamed seit einem halben Jahr noch nichts weiter gehört hat von den Vermittler\*innen. Vielleicht habt Ihr ein Zimmer frei oder kennt eine WG, die einen jungen, angenehmen Mitbewohner sucht?

# Fluchort Schrebergarten

...oder suchen Sie schon?

Jörg Machel / „Hier wirste dir wohl fühlen, Gustav.“ Mit diesen Worten warf Frau Lehmann eine Rose ins Grab des Verstorbenen. Ihr Stoßseufzer wurde von den versammelten Schrebergärtnern durch heftiges Kopfnicken bestätigt. Die riesige Friedhofsanlage an der Bergmannstraße erschien als ideale Mischung aus Kreuzberger Stammland und Sommerfrische.

Gustav ist bei der Gartenarbeit gestorben. Er wollte sich nur ein wenig ausruhen und schlief ein. Für immer. Seine Gesichtszüge waren friedlich.

Ein wenig Neid überkam seine Gartennachbarn, angesichts dieses sanften Todes. Aber auch Stolz auf die eigenen Zunft. Dieses Leben, die-

ser Tod – das war Frucht und Ernte einer Schrebergärtnerexistenz.

Während sich halb Kreuzberg die Leber kaputtsoff oder in Schwermut den verpassten Lebensmöglichkeiten nachtrauerte, hat Gustav den Spaten geschwungen. Frühjahr für Frühjahr, bei Regen und Wind. Er hat gesät, gehegt und geerntet. Alles, was diesen Garten so schön macht, ist Ergebnis seiner Hände Arbeit, und dieser friedliche Tod erscheint den Nachbarn als Gotteslohn für ein tapfer gelebtes Leben.

Daß die Rechnung so einfach nicht zu machen sei, gestehen sie auf Nachfrage wohl zu. Aber wenn es nun einmal ist, wie es sein sollte, warum dann nicht auch ein Ausrufezeichen hinzufügen?!

Gustav ist gestorben, und der Leichenschmaus im Café um's Eck wird zu einem Nachruf, nicht nur auf Gus-

tav, sondern auch auf die große Zeit der Schrebergärtner, die nun wohl dem Ende zustrebt.

Ein junges Pflänzchen aber hat Frau Lehmann auch im Kreuzberg dieser Tage entdeckt, wo all das, was Gustav wert und teuer war, weiterlebt. Es ist der Kinderbauernhof im Görlitzer Park. Dort treffen sich die Knirpse vom Hinterhof und versorgen Schwein, Esel, Schaf und Federvieh. Dort wird die Liebe zur Natur gepflegt, so wie man es immer gewünscht hatte.

Ein Leben in Einklang mit Gottes Schöpfung – das war der große Traum von Gustav, und an diesem Tag des Abschiednehmens träumt man ihn noch einmal und trägt all die Bilder zusammen, die zeigen: Das sollte auch in Zukunft gelten!

# Sinti und Roma

## Das Leben nach dem Völkermord

Jörg Machel / Eine Familie campiert auf dem Bürgersteig und bereitet ihr Abendessen. Ich kenne die Szene aus Bombay. Dort ist sie Alltag.

In diesem Sommer gehörte sie zum Straßenbild in Berlin-Kreuzberg. An der Mauer zum Görlitzer Park hatte eine Romafamilie aus Rumänien ihr Quartier aufgeschlagen. Vater, Mutter, Großmutter und zwei kleine Kinder hatten einen uralten geräumigen Kombi im Parkhafen abgestellt. Unter der geöffneten Kofferraumklappe war die Küche, die Krone eines Straßenbaumes gab Schutz vor Sonne und Niesel. Das Innere des Autos war gänzlich mit Matratzen ausgelegt. Ich wechselte die Straßenseite. Man läuft den Leuten schließlich nicht durch die Wohnstube.

Das Bild nehme ich mit in meinen Tag. Kommt Bombay nach

Berlin? Ist das die Zukunft dieser Stadt, unserer Welt? In der Gemeinde wird darüber diskutiert. Besonders, nachdem eine Frau von Romakindern überfallen wurde. Ganz freundlich hatten sie sich ihr genähert, als sie in einem Straßencafé saß. Sie hatten nett geplaudert, wollten die schöne goldene Halskette sehen, die letzte Erinnerung an den verstorbenen Mann. Er hatte sie ihr im Sterbejahr geschenkt, sein Bild ist eingraviert. Plötzlich riss eines der Kinder das dünne Kettchen von ihrem Hals und alle verschwanden. Das kommt öfter vor zur Zeit, so erfuhr sie von der Polizei. Sie blieb wütend und hilflos zurück.

Hilflosigkeit bestimmt auch die Gespräche in meiner Gemeinde, wenn wir über unsere neuen Nachbarn am Straßenrand reden. Wir wissen, die Roma auf dem Balkan werden verfolgt, wir wissen, sie suchen unseren Schutz. Aber es fällt uns schwer zu unterscheiden. Wer hat die alte Frau da eben bestohlen und macht uns wütend – und wer sucht

Denkmal wirkt bescheiden. Eine schwarze Wasserfläche soll an die dunkle Geschichte erinnern. In der Mitte ein Dreieck, mit diesem Zeichen wurden die Sinti und Roma im Konzentrationslager markiert, und auf diesem Dreieck eine Blume jeden Tag neu. Das ist ein starkes Symbol. Ein Denkmal, das nicht vergessen werden darf. Fehlt die frische Blume, dann wird aus dem Denkmal eine Anklage.

Was aber bedeutet der Völkermord an den Sinti und Roma für heute und für die aktuelle Politik? Sich einzugestehen, dass man zunächst einmal hilflos mit den Schultern zuckt, ist keine Schande, denke ich. Die Problematik istermaßen komplex, dass es keine einfache Antwort auf diese Frage gibt.

Eines aber gilt: Wir haben für dieses Volk eine Verantwortung aus unserer Geschichte heraus. Ein Volk, dessen Auslöschung Deutschland betrieb, hat Anspruch auf deutsche Hilfe. Wie wir sie ange-

messen wahrnehmen, muss endlich öffentlich diskutiert werden. Unsere Grenzen für diese Menschen einfach zu öffnen, würde uns mental und in der Sache überfordern. Behandeln wir sie aber so, als wären sie einfach nur x-beliebige Bittsteller, mit denen uns nichts verbindet, dann leugnen wir unsere geschichtliche Verbundenheit. Das Volk der Sinti und Roma braucht unsere Solidarität, sonst nützt auch die täglich frische Blume auf dem Denkmal für die Verfolgten und Ermordeten nichts.



Notquartier auf dem Lausitzer Platz

unsere Hilfe vor Verfolgung? Sind das nicht die gleichen Familien?

Haben wir uns eben noch empört, wie furchtbar die Slowakei, Ungarn und Rumänien mit den Roma umgehen, werden wir kleinlaut. Es gibt Probleme im Zusammenleben, die nicht zu leugnen sind, und gute Lösungen fallen auch uns nicht ein.

Neben dem Reichstag wurde ein Denkmal für die verfolgten und ermordeten Sinti und Roma eingeweiht. Bei der Einweihung war vom „vergessenen Holocaust“ die Rede. Hier wurde ein Volk ohne Lobby vernichtet und es hat viele Anläufe gebraucht, bis nun endlich auch an diesen Völkermord erinnert wird. Das

# Meine erste WG

## oder: Glück muss man haben!

Elena Gaertner / Berlin ist halt echt eine große Stadt. Deshalb stand für mich fest, dass ich zum Studienbeginn ausziehen muss. Obwohl ich einen Studienplatz in Berlin bekommen habe, sind jeden Tag eineinhalb Stunden Weg doch etwas lang und somit ging für mich das erste Mal die Wohnungssuche los.

Ich hatte immerhin den Vorteil – im Gegensatz zu vielen anderen Studenten\*innen – schon ein Jahr im Voraus zu wissen, wo genau ich studieren werde, und konnte so ohne Zeitdruck mit der Wohnungssuche beginnen. Leider musste ich schnell feststellen, dass die Auswahl an Angeboten in Berlin deprimierend ist. Viel zu kleine WG-Zimmer werden überbeten angeboten, Wohnungen für eine Studentin alleine sind nicht zu bezahlen und die Chancen auf einen Studentenwohnheimplatz gleich null. Nach dieser ernüchternden Feststellung hatte ich mich schon fast darauf eingestellt, sehr viel Zeit in der BVG zu verbringen, und fing an, mein voraussichtlich schweres Schicksal allein, die es hören wollten oder auch nicht, zu klagen.

Anscheinend hilft Jammern manchmal doch. Und so ergaben sich plötzlich verschiedene aussichtsreiche Möglichkeiten: Etwa das Angebot, vorübergehend unterzukommen, in ein alternatives Wohnprojekt zu ziehen oder ein Zimmer bei einer Freun-

din meiner Eltern zu mieten. Schließlich hatte ich tatsächlich dank Facebook Glück und eine Freundin, die ich durch mein Freiwilliges Soziales Jahr kannte, postete, dass sie zurück in ihre Heimatstadt ziehen wolle und sie dem Vermieter Nachmieter vorschlagen dürfe.

Idealerweise lag die Wohnung fast direkt neben meiner Hochschule im Wedding. Mit drei weiteren Mitbe-

glückliche Nachfolgerin ausgewählt hatte, ging es nur noch darum, eine Mitbewohnerin zu finden (was wirklich nicht schwer war) und eine Menge ungewohnter Papierkram zu erledigen, bevor ich dann endlich den Schlüssel zu meiner ersten Wohnung in den Händen hielt.

Trotz der zunächst provisorischen Campingeinrichtung, bestehend aus Feldbett und Klappstuhl, habe ich mich sofort wohl gefühlt und hatte gar nicht den Eindruck, mich erst an das Alleinsein gewöhnen zu müssen. Vor irgendwelchen Einsamkeitsgefühlen hatte ich am meisten Angst. Doch stattdessen gab es andere Probleme. Der Spülkasten der Toilette ist sofort nach dem ersten Spülen kaputt gegangen und noch diverse andere Kleinigkeiten waren in der Wohnung nicht in Ordnung. All dies ließ sich aber mit der Hilfe des Vermieters und meiner Familie, die mich zu meinem Glück sowieso sehr viel unterstützt hat, gut lösen.

So konnten meine Mitbewohnerin und ich dann das Wochenende darauf endlich einziehen. Langsam vergeht auch der Muskelkater vom Kistenschleppen, so dass wir jetzt fleißig am Kisten Auspacken, Einrichten und Einleben sind.



werbend besichtigte ich die Wohnung und bewarb mich sofort, denn abgesehen von dem abschreckenden Hausflur war die Wohnung wirklich perfekt für die Neugründung einer WG.

Nachdem der Vermieter mich als

# Wohnen, wo die Reichen wohnen!

## Die vielen Wohnkulturen der Millionenstadt Karachi

Uwe Schumacher / Ich gehöre zu denen, die das Wohnen pragmatisch und genügsam sehen, die nicht viel Energie und Geld in Einrichtungsfragen stecken und für die Wohneigentum außerhalb des eigenen Interessenhorizontes steht. Das liegt auch daran, dass mein „Heim“ keineswegs das Zentrum meines Privatlebens ist – das kam mir irgendwie immer spießig vor. Und mir fällt auch schnell die Decke auf den Kopf; meine Freizeit verbringe ich, wann immer das Wetter es zulässt, im Freien, und meine Abende, solange die Börse es zulässt, in Cafés und Kneipen.

Meine erste Wohnung passte dazu: Ich teilte mir 54 qm eines arg bröckeligen Altbaus im damals noch gänzlich un-hippen Kreuzkölln mit meinem Bruder, die Möbel waren vom Trödel, die Wände mit weiß gestrichener Raufaser tapeziert und ihr einziger Schmuck bestand in Ausstellungspostern. Und obgleich meine Ansprüche an den Wohnkomfort inzwischen gestiegen sind, ist der Unterschied zu damals durchaus begrenzt: Die weiße Raufaser dominiert noch immer, Vorhänge sind nur aus-



nahmsweise vorhanden, die Reproduktionen sind inzwischen gerahmt und werden durch einzelne originale Druckgrafiken ergänzt. Die Möbel vom Trödel haben Konkurrenz von Ikea bekommen. Aus 54 qm sind 80 geworden, aus dem Balkon eine kleine Terrasse. Aber sonst? Ob der Sprung über den Landwehrkanal ins „echte“ SO 36 so bedeutsam ist, darf bezweifelt werden, und ohne meine Frau wäre die Einrichtung sicherlich minimalistischer.

Während der beiden letzten Jahre des 20. Jahrhunderts hingegen, die ich als Direktor einer deutschen Zwergschule in der pakistanischen Metropole Karachi verlebte, fielen

mit Halbtags-Fahrer sowie ein Hund. DAS war ein Sprung, aber war es ein Sprung nach oben? Zwar teilte ich mir das Haus mit einer kommunikationsfreudigen schwäbischen Grundschullehrerin, die etwa zeitgleich mit mir angestellt worden war und nun die erste Etage bewohnte, doch gelang es mir in den zwei Jahren meines Aufenthaltes in Karachi nur sehr unvollkommen, die weitläufigen Räumlichkeiten zu möblieren. Es gab eine geräumige Eingangshalle mit geschwungener Treppe in den ersten Stock, diese Halle ging in so etwas wie einen Essbereich über, das Schlafzimmer war riesig. Das Wohn-Arbeitszimmer mit Panoramascheibe

meine Wohnverhältnisse in eine völlig andere Kategorie. Ich bewohnte ein freistehendes zweistöckiges Einfamilienhaus mit Garten und einer hohen Mauer ringsherum in einer vornehmen Vorstadt. Es gehörte auch Personal dazu: eine Köchin-Putzfrau und ein Wächter mit gärtnerischen Zusatzaufgaben, ein Dienstwagen

und Flügeltür zum Garten hätte mir zum Wohnen gereicht. Viele Bereiche blieben einfach leer.

In einem schmerzlichen Kontrast dazu stand das Wohnquartier für das Personal, das zu solchen Häusern standardmäßig dazugehörte: Die dreiköpfige Familie wohnte nach hinten

hinaus in einem düsteren, einfenstrigen Zimmer mit nebengelegem Duschklo. Da es kaum jemals regnete, schlief mindestens eine Person immer im Freien. Schon die Bauweise machte es unmöglich, an dieser Aufteilung etwas zu ändern, und keinem der Betroffenen fiel es ein, sich darüber zu beschweren. Bei den anderen „Expats“, ob aus Deutschland, Österreich, der Schweiz oder anderswoher, war der Kontrast noch stärker ausgeprägt. Bei den geringen Lebenshaltungskosten und den vergleichsweise geringen Mieten gönnte man sich in der Regel einen ostentativen Luxus und frönte einer Art modernisiertem Kolonialstil, einer zeitversetzten Großbürgerlichkeit, die zunächst alles andere als spießig wirkte.

Was die dürftigen Wohnzellen des Personals anging, so lebten die meisten Einwohner von Karachi nicht besser; die gesichtslosen Betonbauten, welche große Teile der Vierzehn-Millionen-Stadt prägten, waren hoffnungslos überbelegt, und die wenigen charaktervolleren Innenstadtbauten aus den zwanziger bis vierziger Jahren befanden sich zumeist in einem beklagenswerten Zustand. Die Türme der Banken, Handelsgesellschaften und Hotels zumeist geistlose Orgien aus Beton. Dazwischen allerlei abenteuerliche Behelfshütten von Obdachlosen. Auf einer Brache gerade gegenüber der Schule wohnte eine Familie in einer Konstruktion aus Plastiktüten

und getrockneten Palmwedeln, die mich an die Höhlenbauten meiner Kindheit erinnerte.

Dieser Kontrast ließ die quasi-feudalen Wohnverhältnisse, in die ich mich unversehens versetzt sah, nicht einfach nur spießig erscheinen, sondern schlicht obszön. Zwar hatte der



Strassenzustand in meinem Viertel von Karachi

Luxus durchaus seine Grenzen – die veralteten Klimaanlage röhren wie Staubsauger, der Wasserdruck war erbärmlich, es gab ein Kakerlakenproblem und für die häufigen Stromausfälle stand kein Dieselgenerator zur Verfügung – aber dieser Lebensstil brachte völlig ungewohnte Verantwortlichkeiten mit sich. Die „Hausangestellten“ mussten angewiesen und kontrolliert werden, bei Feiertagen wurden Geschenke fällig, bei Krankheit war zu den Arztkosten beizutragen. Kaum war ich einen Monat im Lande, mussten Fälle von Diebstahl aufgeklärt und in der Folge das gesamte Personal ausgetauscht werden; das wird hoffentlich die einzige Situation meines Lebens bleiben, in der ich Menschen entlassen und zugleich noch aus ihrer Wohnung werfen muss. Hier wurde mir schmerzlich bewusst, was ich mit der Etikette „Spießigkeit“ eher gefühlsmäßig-ästhetisch abgelehnt hatte: der Umstand nämlich, dass der Preis für Besitz immer die Einordnung in die herrschenden Besitzverhältnisse ist, dass es immer auch um Macht und

soziale Rollen geht. Als Arbeitgeber von Hausangestellten hatte ich kaum eine andere Wahl, als Fälle von Diebstahl mit Entlassung zu ahnden – alles andere hätte meine Autorität und wohl auch meine Kompetenz als Schuldirektor nachhaltig in Frage gestellt. Aber mein schlechtes Gewissen

zeigte mir an: Besitzverhältnisse sind auch Schuldverhältnisse.

Außerdem gab es nun repräsentative Pflichten. Da das gesellschaftliche Leben zu 90 Prozent im privaten Bereich stattfand und man jede Woche per gedruckter Einladungskarte zu mindestens einer Party mit prächtigem Catering, reichlich Alkohol und professionellem Diskjockey eingeladen wurde, konnte man sich kaum dem Zwang entziehen, irgendwann eine ähnliche Veranstaltung auf die Beine zu stellen. Wollte man sich dabei nicht über den Tisch ziehen lassen, musste man sich auf langwierige und harte Verhandlungen einlassen. Sein Lehrgeld zahlte man trotzdem. Schon wieder so ein abgekartetes Rollenspiel, in dem ich mich wie eine Marionette fühlte. Die Party war dann in ihrem Unterhaltungswert eher mittelmäßig. Aber ich war meiner sozialen Pflicht nachgekommen. Spießertum pur.

Hinzu kamen die Aufgaben, die einfach nur mit dem alltäglichen Betrieb eines Hauses verbunden waren: Da es kein fließendes Wasser gab, musste wöchentlich ein Tankwagen die unterirdische Zisterne füllen, und da Panschereien an der Tagesordnung waren, musste der Wächter das Wasser vorher kosten, um es auf seinen Salzgehalt zu prüfen. Das Abwassersystem musste ebenso wie die Küche regelmäßig von Ungeziefer befreit werden, ohne die Hausbewohner und mich den Vergiftungsversuchen der

ambulanten Kammerjäger zuzuliefern. Die alte, paranoide Hauswirtin tauchte angemeldet zu „Kontrollbesuchen“ auf. Der Wächter beanspruchte einen ordentlichen Gebets-teppich, der Hund brauchte ein Mindestmaß an Zuwendung. Man kann das die Verantwortung des Besitzenden nennen oder schlicht Unfreiheit. Jedenfalls hielt mich das alles länger in den eigenen vier Wänden, als ich es gewohnt war; gerade hier, in diesem exotischen 14-Millionen-Mo-loch, wollte ich so viel wie möglich draußen herumstreifen, all das Ungewohnte in mich aufsaugen und fotografisch festhalten.

Dabei traf ich allerdings auf eine Wohnkultur, die, je größer der Wohlstand, desto mehr nach innen orientiert war. Die protzigen Villen mit ihren nachgemachten Säulen und Giebeln standen in Straßen, die nicht nur keinen Wasseranschluss und lediglich einen maroden Strom- und Telefonanschluss besaßen, diese Straßen waren häufig nicht einmal asphaltiert, überall lag Müll herum, und unbebaute Grundstücke dienten als ad-hoc-Deponie, über deren Gestank sich niemand zu bekümmern schien. Ein paar Ecken entfernt von meinem Haus gab es einen Abwasserkanal, der offen in der Straßenmitte verlief. Bei über vierzig Grad Tagestemperaturen war der Gestank kaum auszuhalten. Wie und vor allem warum akzeptierten das die Anwohner in ihren Prachtbauten? Eine Verantwortung fürs größere Ganze fehlte selbst dort, wo es mit dem unmittelbaren Eigeninteresse zusammenhing. Jedenfalls bewegte sich die Oberklasse nur in gekühlten Geländewagen aus ihren Wohnburgen, und die deutschen Expats taten es ihnen gleich, ohne viele Fragen zu stellen.

Wenn ich mich also auf Entde-

ckungsreise durch die Stadt begab, wurde ich häufig schon deshalb angestarrt, weil ich als wohlhabender Europäer zu Fuß unterwegs war. Auf der Straße taten das sonst nur die einfachen Leute. Wer genügend Geld hatte, schickte seine Bediensteten auf die Basare, die Wochen- und in die



Supermärkte, während man selbst nach der Arbeit zu Hause blieb, allenfalls Gäste empfing oder sich als Gast empfangen ließ – Restaurants wurden zwar frequentiert, doch da sie keinen Alkohol ausschenkten, blieb man meist nicht lange, sondern traf sich nach dem Essen noch in privatem Rahmen. Musikveranstaltungen waren äußerst selten, die Kinos zeigten nur amerikanische Actionthriller und Bollywood. Das alles war in vielerlei Hinsicht geradezu eine Umkehr des Gewohnten, und solange es neu war, hatte es seinen Reiz.

Ziemlich bald stellte sich Lange-weile ein. Ich traf immer dieselben Leute, die Klassenschränken waren nahezu unüberwindlich, und die Gesprächsthemen zirkulierten um den Service von Fluglinien, Immobilienpreise, Einrichtungsfragen und Personalprobleme. Besitz als Besessensein von Besitzfragen – noch eine Seite der Spießigkeit. Das Höchste an Unbürgerlichkeit war eine Art Bohème aus Journalisten, Modeleuten und Künstlern, die neben dem geschmug-gelten Alkohol auch noch das billige Marihuana konsumierte, aber wenigstens die bessere Musik hörte und die interessanteren Gespräche führte. An

den Wochenenden breitete sich dennoch eine lähmende Ödnis aus. Zu Hause fiel mir trotz aller Weitläufigkeit noch schneller das Dach auf den Kopf als in meiner Berliner Wohnung, die große Terrasse und der Garten waren zwei Drittel des Jahres wegen der Hitze nicht benutzbar und in Badekleidung ohnehin nicht. Die Stadt war irgendwann erkundet und öffentliche Räume, in denen man sich länger aufhalten wollte, gab es kaum. Wer es sich leisten konnte, war Mitglied in einem der teuren Clubs und lag dort am gekühlten Pool, wer nicht ganz so gut betucht war, lagerte um das lau-

warme Becken des örtlichen Sheraton. Nach spätestens zwei Stunden hielt ich es auch da nicht mehr aus. Im Strandhaus der „Bohème“, eine Autostunde entfernt, konnte man wenigstens schon vormittags eisgekühltes Bier trinken.

Als sich im Sommer 2000 das stählerne Tor zu „meinem“ Grundstück zum letzten Mal hinter mir schloss und der winkende Wächter mit dem wedelnden Hund im Rückfenster des Taxis immer kleiner wurde, habe ich nicht lange zurückgeblickt, und weder in meinen Tagen noch in meinen nächtlichen Träumen tauchte das Haus jemals wieder auf. Seitdem habe ich zeitweilig in winzigen Zimmern und vollgestopften Eiraum-Etablissements mit dem Wohngefühl eines U-Bootes residiert, und überall war mir wohler als in jenem repräsentativen Domizil in der Edelvorstadt Karachis. Sehe ich mir heute die Bilder von damals an, wirkt das massive Gebäude mit dem Giebel-dach unter Palmen und Eukalyptusbäumen wie eine Kulisse. Dennoch möchte ich diese Erfahrung nicht missen; gelegentlich die Seite zu wechseln, ist aufschlussreich.

## Wer hier der Letzte is?

Jörg Machel / Wer hier der Letzte is, willst wissen? Jute Frage! Muß ick mal nachdenken – Paul vielleicht, weil der it imma abkriegt, wenn´s hier rund jeht, oder Helma, die hat allet, von TBC über Diabetes, bis hin zu offene Beene. Der Letzte is imma mal wieder en anderer, weeß man vorher nie, heute der, morgen die und manchmal icke. Dit merkste sofort, wer jerade der Letzte is. Du kommst uff´n Platz, kiekst dir um und du weeßt dit. Dit riecht man, dit spürt man. Wenn de so wie wir uff de Straße lebst, denn verlernste ´ne Menge, aber wer der Letzte is, dafür kriegste in ganz feinet Jespür. Uff´m Sozialamt, die wissen dit och. Die sagen dit zwar nich, die tun sogar so, als wenn sit nich merken und versuchen allet zu übertünchen, aber sie wissen´s und denn is klar, dass se sich für den keen Been ausreißen müssen. Wenn ener rinnkommt, von dem man spürt, daß mit dem absolut nischt mehr los is, denn lohnt die Mühe nich. Dem jibste heute ne Wohnung und morjen steht da uff´m Flohmarkt und verkoft den Warmwassaboila für ne Flasche Sprit.

Tja, die Letzten werden die Ersten sein – dit is richtig – weil se zuerst hops jehn. Die halten einfach nich so lange durch, wie die andern. Die fang´n sich allet ein – Dresche, Knast, ne Jelbsucht – die lassen nischt aus, und am Ende verabschiedet sich die Leber, und du kannst se mit Blaulicht abfahr´n sehn, uff imma!

Positiv willst det hab´n, mein Lieber? Det kann ick dir och anbieten: die Letzten dit sind die, die uns ne Predijt halten woll´n, daß die Letzten die Ersten sind, und die uns dabei lauwarm angucken.

Nee, nee, mein Jutster, die sind selba die Letzten mit so´n Jerede, und die merken dit noch nichmal. Dit sind in meine Ogen die Letzten und trotzdem sind se die Ersten, wenn se denn in ihre jute Stube zurückkommen, volla Bücher und mit netten Bildchen und freundlichen Kindern. Ick will denen jar nischt untasteln, die machen mehr für uns als die meisten andern. Den enen und den andern von uns ham se schon aus der Gosse rausgeholfen – und trotzdem machen se mich wütend. So wie die wär ick och gern, aber so kann ick nich sein. Ick war selten nett zu meine Kinder.

Imma werd ick abstürzen. Ick kenn mir doch. Ick jehöre zu den Allerletzten, und daran wird sich in diesem Leben och nischt ändern. Dit is bei mir so programmiert, da hilft och keen frommer Bibelspruch. Die Letzten werden die Ersten sein, sach´ste?

Wenn det so sein wird, denn jibt´s für mich nen Wasserbett im Himmel!



### paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde  
20. Jahrgang Nr. 1, 2016

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegemeinderat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:  
Jörg Machel, Kristin Huckauf,  
Dörte Rothenburg, Katrin Machel,  
Grietje Franken

Redaktionsanschrift:  
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:  
Kristin Huckauf

Druck: Trigger.medien gmbh®  
(Umweltmanagement gemäß  
EG-Öko-Audit-Verordnung)  
gedruckt auf Recyrago

### Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche  
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin  
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21  
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:  
Mo, Do 9-13 Uhr,  
Di 9-11 Uhr, Mi 13-17 Uhr,  
Fr geschlossen

Ölberg-Kirche  
Paul-Lincke-Ufer 29, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita  
Lausitzer Straße 29-30,  
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof  
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,  
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel  
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,  
Tel.: 61 69 32-15  
joerg.machel@emmaus.de

Pfarrerin Susann Kachel  
Tel.: 61 69 31-15  
susann.kachel@emmaus.de

Internet:  
<http://www.emmaus.de>

**Spendenkonto**  
Ev. Kirchengemeinde  
Emmaus-Ölberg  
Evangelische Bank eG  
IBAN:  
DE26 5206 0410 7403 9955 69  
BIC: GENODEF1EK1  
Verwendungszweck:  
KVA Berlin Mitte-Nord, E-Ö/  
paternoster

Die 1€-Ausgabe des paternoster (11. Jahrgang Nr. 2, 2007) war ein Erfolg. Die hohe Auflage ist unter die Leute gebracht und manch ein Euro hat bei dieser Gelegenheit den Besitzer gewechselt. Deshalb soll auch für die folgenden Ausgaben gelten: Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

*Die Redaktion*

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

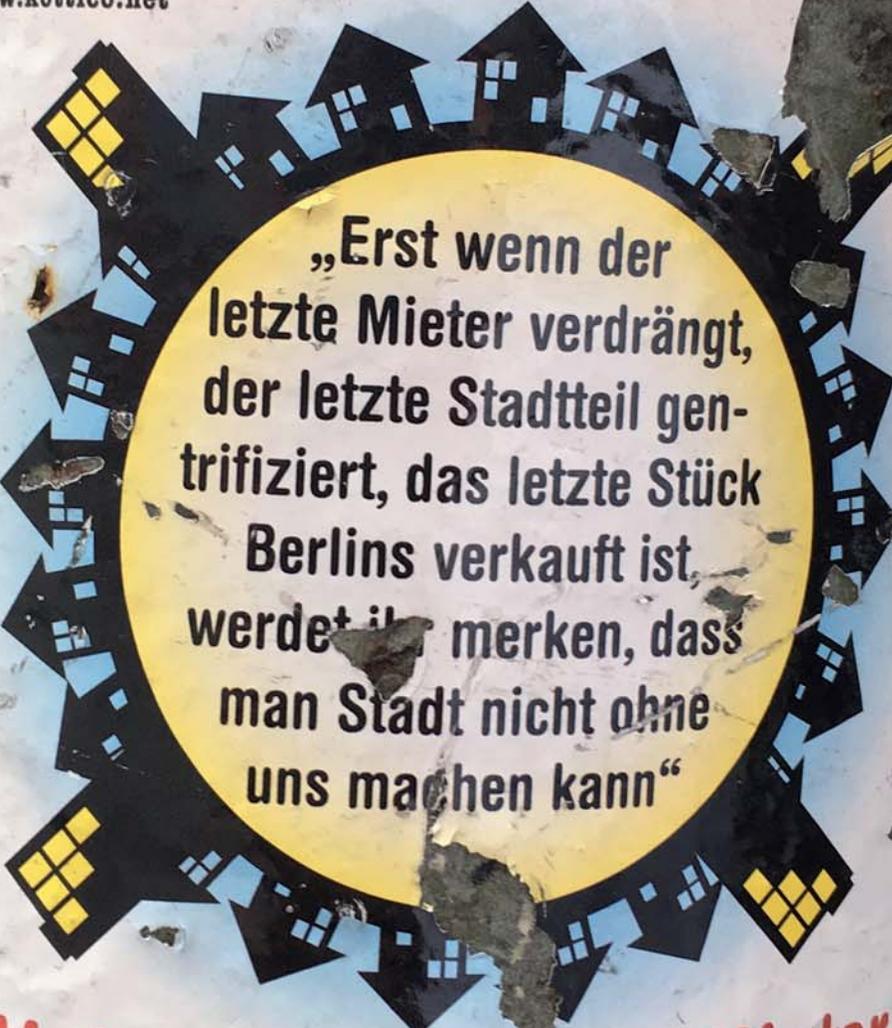
**pin**  
MAIL

Entgelt bezahlt

Mitnahme kostenlos,  
Weiterverkauf 1,- Euro

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,  
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,  
der monatlich erscheint.  
Sie erhalten ihn in der Gemeinde  
und über das Internet:  
<http://www.emmaus.de>

[www.kottico.net](http://www.kottico.net)



„Erst wenn der  
letzte Mieter verdrängt,  
der letzte Stadtteil gen-  
trifiziert, das letzte Stück  
Berlins verkauft ist,  
werdet ihr merken, dass  
man Stadt nicht ohne  
uns machen kann“

**Weissagung der Mieter**

**CERTIFIED CHATTERBOX**